

# Die Reiseberichte und Leserbrief des Pankratius Boll

## Erlebnisse der Auswandererfamilie aus Riedern am Wald beim Aufbau eines neuen Lebens in den USA

von **Pankratius Boll**, Greenville, Illinois, USA

Abschrift und Ergänzung mit zwei Bildern: G. Boll, Gurtweil.

Ursprüngliche Veröffentlichung der Reisebericht wahrscheinlich im „Higland Union“, Highland, Il.  
USA.

Weitere Informationen siehe Webseite [G-Boll.de](http://G-Boll.de)

### Inhalt

Reisebericht im Alb-Bote von 1871 Veröffentlicht: 1877 .....	2
Feuilleton.....	2
Meine Erlebnisse in Amerika.....	2
Von P. Boll.....	2
Reisebericht vom Spätsommer 1871; Veröffentlichung im Alb-Bote von 1877 (Nr. 60?) .....	4
Feuilleton.....	4
Meine Erlebnisse in Amerika.....	4
Von P. Boll. (Fortsetzung.) .....	4
Mein Debüt in Amerika.....	5
Feuilleton.....	7
Meine Erlebnisse in Amerika.....	7
Von P. Boll. (Fortsetzung.) .....	7
Ein zweiter Abschnitt in unserem Leben. ....	8
Feuilleton.....	8
Meine Erlebnisse in Amerika.....	8
Von P. Boll.....	8
Zwei Jahre später.....	9
Nachschrift. ....	9
Leserbrief von P. Boll wegen der Berichterstattung über die USA im Unterhaltungsblatt der „Konstanzer Zeitung“; Veröffentlichung im Alb-Bote von 1885 .....	12
Feuilleton.....	12
* Von jenseits des Oceans.....	12

Reisebericht im Alb-Bote von 1871  
Veröffentlicht: 1877

## Feuilleton.

### Meine Erlebnisse in Amerika.

Von P. Boll.

Es war am 29. Oktober 1854, als ich mit meiner Familie: Frau und zwei Kinder im Hafen von New-York ankam. Wir schätzten uns alle glücklich, die wir noch wohlbehalten ankamen, denn die soeben überstandene Fahrt war eine schlimme und unglückliche gewesen. Etwa 28 unserer Mitreisenden betraten es nicht, das ersehnte, so lang erhoffte Land ihrer Wahl, sie alle ruhten bereits im tiefen Ozean.

Das Wohlgefühl der endlichen Erlösung aus einer zweimonatlichen Gefangenschaft spiegelte sich auf allen Gesichtern der schwergeprüften Passagiere und Einwanderer ab; in allen schien neues Leben und Bewegung erwacht zu sein. Wie ein Bienenschwarm an einem warmen Frühlingstage, so regte es sich auf dem Schiffe; Kisten und Koffer wurden auf dem Verdecke desselben hin und her geschleppt, ameisenartige Emsigkeit herrschte überall, bis endlich alles sonntäglich geputzt die längst ersehnte Ausschiffung erwartete, die durch einen kleinen Schleppdampfer stattfand. Die Menschenmasse fing an sich zu bewegen und ergoß sich wie ein langsam fließender Strom in die leeren Räume des Küstenfahrzeuges. Der alte Dreimaster „Forest City“, zu Deutsch Waldstadt, entleerte sich seiner Last, und in wenigen Minuten ließen wir ihn hinter uns, der aus der Ferne betrachtet uns wie ein schwarzes finsternes Ungeheuer vorkam. — Keine freundliche Erinnerung, kein freundlicher Gedanke knüpfte uns an dieses Schiff und seine Mannschaft. Roh und brutal war die Behandlung, das Schiff schlecht und überfüllt, die Räume schmutzig und gar nicht ventilirt. Es war schlechter als eine Strafanstalt in

einer Kaserne, und wir mußten es 50 Tage lang in diesem Noahkasten aushalten.

Wie glücklich fühlten wir uns, jetzt nun wieder an einem Tische, der am Terra Firma stand, ruhig essen zu können. Es ist dies ein Genuß, den jeder Seereisende zu schätzen weiß.

Unser Aufenthalt in der Metropole Amerikas dauerte nur 2 Tage und kann ich daher aus eigener Anschauung und Beobachtung über das dortige Wogen und Treiben nicht Vieles berichten, zudem würde es, wenn ich könnte, ein großes Buch erfordern, um all' die Geheimnisse und Ereignisse dieser Weltstadt zu beschreiben.

Um 31. Oktober Abends 10 Uhr traten wir schon wieder die Reise nach dem fernen Westen an; unser Endziel war über St. Louis, Mo. nach dem Städtchen Highland, Illinois.

Die Erlebnisse dieser Reise waren derart, daß ich sie nicht übergehen kann.

Unsere nächste Station war Buffalo im Staate New-York; da wir dort einen weitläufigen Verwandten hatten, den wir aufsuchen wollten.

Die Reise ging sehr gut bis dorthin, wir wurden wenigstens noch in Waggons zweiter Klasse (die zweite Klasse ist hier diejenige wie in Deutschland die dritte) befördert.

In Buffalo angekommen, fanden wir bald unsere Verwandten, welche uns sehr freundlich aufnahmen und uns auf's gastfreieste bewirtheten.

Nun sollte aber unser Unglück erst recht wieder beginnen. Wir warteten nämlich schon mehrere Tage auf unsere Kisten, die eigentlich schon am ersten Tage angekommen sein sollten. Ich lief wohl zehnmal nach der deutschen Gesellschaft, wo man mich immer auf den morgigen Tag vertröstete. Es war umsonst, sie kamen nicht an. Da machte ich auf den Rath der Auswanderungsgesellschaft hin die Reise nach Albany N.Y. zurück; da das Gesuchte auch dort nicht zu finden war, nahm ich meinen Rückweg über Canada, Niagara, wo ich zwar auch

nicht auf unsere Kisten stieß, aber doch den herrlichen Genuß hatte, den größten und herrlichsten aller Wasserfälle der Welt zu sehen. Da dieses herrliche Naturwunder schon von Hunderten von Reisenden beschrieben wurde, so will ich das übergehen und nur bemerken, daß mich heute, da ich dies schreibe, die Erinnerung an das großartige Wunderwerk der Natur immer noch mehr freut, als mich damals der Verlust der Kisten schmerzte.

Vierzehn Tage hielten wir uns in Buffalo auf, es ist nebenbei gesagt, ein sehr schöner und lebhafter Punkt. Besonders stark ist der Verkehr an der Leve (Landungsplatz), wo Hunderte von Fahrzeugen vor Anker liegen.

Der weitere Weg nach dem fernen Westen hatte wieder nichts romantisches an sich, sondern konnte unserer Seereise getrost als würdiges Ebenbild zur Seite gestellt werden. Zur ewigen Schande der damaligen Regierungen muß gesagt werden daß die Emigranten bis auf die letzte Zeit in eine Behandlung gerieten<sup>1</sup>, die man nur mit dem Ausdruck „barbarisch“ richtig bezeichnen kann.

In gewöhnliche Frachtwagen eingepackt, ohne Licht, ohne Erfrischungen, ja nicht einmal Sitze waren vorhanden, in Gesellschaft von rohen, meistens bestialisch betrunkenen Irländern waren die armen betrogenen Einwanderer, Frauen und Kinder, gezwungen, ihre Reise nach dem fernen Westen zu machen.

Man wird mir gewiß erwidern: „Warum haben Sie nicht die gewöhnlichen Passagier-Züge benützt?“ Das wäre freilich das Beste gewesen; aber erstens kannten wir die amerikanischen Verhältnisse nicht, und im alten Vaterlande wurden wir ja auf Extra-Auswanderungszügen befördert, wenn solche auch nicht gerade erster Klasse, so waren es doch Personenwagen und

standen unter der Kontrolle der Regierung. Natürlich schlossen wir aus allem diesem, daß es in Amerika auch so der Fall sein werde.

Leider trugen auch die Deutschen einen großen Theil der Schuld an der schlechten Behandlung und den Betrügereien der armen Einwanderer. Namentlich waren es deutsche Expeditions-Compagnien, welche diesen Wucherhandel mit ihren Landsleuten trieben.

Wirthe, Kaufleute und Agenten, sie alle waren Deutsche, welche mit dem süßen Klange der Muttersprache ihre armen Opfer anzogen und dupirten.

Der Amerikaner konnte ja nicht mit ihnen sprechen und bekümmerte sich überhaupt auch nichts um diese fremden Eindringlinge, wie sie damals noch größtentheils benannt wurden.

Doch zum Trost meiner Leser darf ich nun jetzt die Versicherung geben, daß sich diese Sache in den letzten Jahren gänzlich geändert hat; die Humanität hat auch in dieser Beziehung einen schönen Schritt vorwärts gemacht, und zwar geschah dies (zur Ehre des Deutschthums) besonders auf Anregung einflußreicher deutscher Männer und Gesellschaften.

Jetzt nun wieder zu unserer Reise.

Das Ziel unserer westlichen Reise: St. Louis, Missouri war nach vielen Mühsalen endlich erreicht.

Einen Theil der Fahrt machten wir auch auf einem prächtigen Flußdampfer, nämlich von Alton nach St. Louis, Missouri.

Das stolze Boot schwamm majestätisch auf dem breiten Rücken des Vaters der Ströme dahin, wir athmeten froher, der mächtige Strom fesselte unsere Aufmerksamkeit, unsere Spannung war aufs Höchste gestiegen als sie auftauchte, die große schöne Stadt mit ihren zahlreichen Thürmen und Kaminen und bald liegt zwar kein Mastenwald, aber doch eine ganze Kolonie von Dampfschiffen mit thurm hohen Rauchfängen vor uns. Ach wie es da puffte und zischte! Aus der Stadt hörte man schon das Rauschen und

<sup>1</sup> Die Vorlage dieser Abschrift lässt hier keine sichere Texterkennung zu, so dass die Worte spekulativ vervollständigt wurden.

Brausen (eine Eigenthümlichkeit aller großen Verkehrsstädte), die Schiffsglocke ertönte, mächtig noch arbeitet die Maschine, stoßweise entflieht jetzt noch der heiße Odem den Nüstern der Dampfrohre, jetzt dreht es sich, das Land schwimmt vor unsern Blicken, noch einige wuchtige Schläge des Rades und dann sitzt es fest.

Die Planken werden geworfen, und hinaus strömt die Menge „an's Land!“ „ans Land!“ im fernen Westen über dem Mississippi!

St. Louis war zur Zeit unserer Einwanderung noch nicht die große prächtige Stadt, die es heute anno 1871 ist, trotzdem zählte sie damals schon etwas über Zweihunderttausend. Dem Europäer fiel indeß ein Umstand unangenehm auf: Vergeblich spähte das Auge nach herrlichen Gärten und Anlagen, wie man diese in der Umgebung von, europäischen Städten gewohnt ist zu finden.

Wer jedoch ein wenig über die Sache nachdenkt, wird auch bald die Ursache, warum es so war, finden können.

Die amerikanischen Städte, besonders in den westlichen und Mittel-Staaten, entstanden so zu sagen wie die Pilze über Nacht, wozu die Einwanderung aus dem Mutterlande und den östlichamerikanischen Staaten das Meiste beitrug. Handel und Industrie, sowohl wie die Agrikultur entwickelte sich mit einer Rapidität, die den Amerikaner selbst erstaunen machte.

Außer dem gründet sich dieser rasche Aufbau auf den unerschöpflichen Reichtum des Landes. Aus allem diesem ist leicht zu schließen, daß der Industrielle vor allem darauf bedacht war, diejenigen Gebäulichkeiten herzustellen, welche sein Geschäft erforderte und die sich überhaupt unentbehrlich erwiesen. Mit den Jahren und zunehmendem Reichtum hat sich dies nun längst gebessert, der Luxus hat auch in den amerikanischen Städten seinen Einzug gehalten. Wenn ich von Luxus spreche, meine ich nicht den Kleider- und Wohnungsluxus, denn

dieser war in Amerika fast noch mehr zu Hause, jedenfalls allgemeiner als in Europa, sondern ich verstehe darunter öffentliche Ornamentirungen, Gärten, Parks, Monumente ec. Diese waren vor 18 Jahren besonders im fernen Westen noch eine seltene Erscheinung.

(Fortsetzung folgt.)

Reisebericht vom Spätsommer 1871;  
Veröffentlichung im Alb-Bote von 1877  
(Nr. 60?)

## Feuilleton.

### Meine Erlebnisse in Amerika.

#### Von P. Boll. (Fortsetzung.)

In der Zeit unserer Einwanderung zählte St. Louis kaum drei Eisenbahnlinien, die dort mündeten, heute ist es nach allen Seiten der Windrose von einem Netze von Eisenbahnen umgeben und zählt eine Einwohnerzahl von über 360,000 Seelen. (Heute, 1877 450,000). Vor allem ist hier ein Umstand zu erwähnen, welcher für die Entwicklung der Stadt von unberechenbarem Nutzen sein wird. Es ist die jetzt im Bau begriffene Brücke von Illinois town über den Mississippi nach St. Louis, welche bis in einem Jahre ganz fertig sein soll. — 1872. (Jetzt 1877 ganz fertig.) Dieselbe wird von ebenso mächtiger Konstruktion als Dimension aufgeführt werden und auf vier thurmhohen Granatpfeilern zu ruhen kommen. Das übrige Baumaterial besteht durchweg aus Gußstahl und bildet drei riesenhafte Bögen von je ca. 500 Fuß und 5020' und zwar in einer Höhe von 70' über dem Wasserstand, so daß selbst die höchsten Dampfschiffe passiren können.

Um die Wichtigkeit dieser Brücke recht begreifen zu können, muß man an einem geschäftigen Oktobertag einen Beobachtungspunkt an den sog. „Fähre boots“ einnehmen, letztere sind Dampfer, welche bis dahin den Verkehr zwischen Ost- und Westseite vermittelten. Die statistischen Ermittlungen ergeben, daß jährlich über 10

Millionen Bushel Steinkohlen und über eine Million Stücke Vieh, Pferde, Esel, Schweine und Schafe befördert werden; ferner über 40,000 beladene und unbeladene Bauernwägen und über 750,000 Tonnenlast werden mit diesen Fahrbooten über diesen breiten Fluß geschafft.

<b>Eads Bridge</b>	
	
Plattformen:	<b>4 Highway-Spuren 2 Städteverbindungs-Gleise</b>
Überquerung:	<b>Fluss Mississippi</b>
Standort zwischen:	<b>St. Louis, Missouri und Ost St. Louis, Illinois</b>
Planer:	<b>James B. Eads</b>
Design:	<b>Bogenbrücke (3 Joche)</b>
Gesamtlänge:	<b>6.442 Fuß bzw. 1.964 m</b>
Breite:	<b>46 Fuß bzw. 14 m</b>
größte Spannweite:	<b>520 Fuß bzw. 158 m</b>
Freibord:	<b>88 Fuß bzw. 27 m</b>
Bauzeit:	<b>1867 - 1874</b>
geogr. Lage:	<b>38°37'41"N; 90°10'17"W</b>

Hiezu gesellen sich noch die Verkehrswagen der Stadt wie Omnibusse, Chaisen, Expreßfuhrwerke ec., welche alle in den Schlund dieser Dampffähren aufgenommen und an ihren Bestimmungsort gebracht werden.

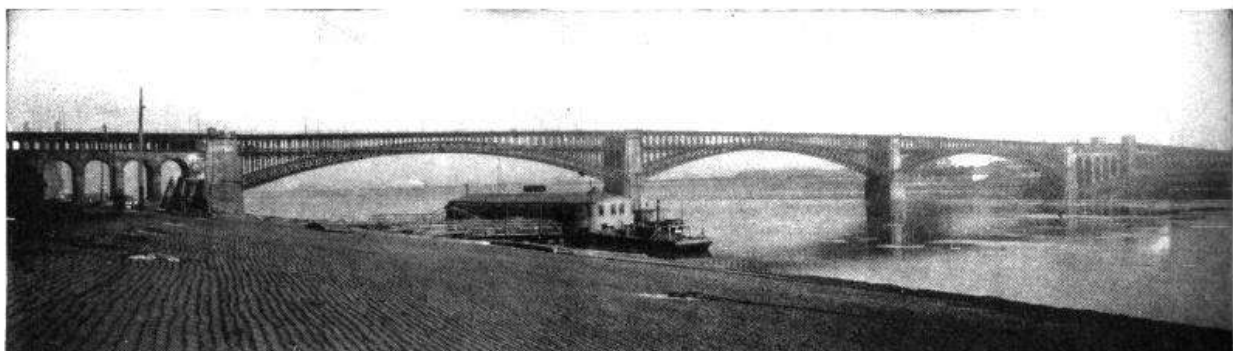
Hieraus ergibt sich, daß die bisherigen Verkehrsmittel immerhin noch unzureichend waren und im Vergleich zu der Brücke ein sehr langsamer und beschwerlicher Transit ist. Da dies alles von der Baugesellschaft in Betracht gezogen ist, daß nämlich der Verkehr sich von Jahr zu Jahr vergrößere,

so wurde die Dimension der Brücke so berechnet, daß nicht so leicht eine Stockung entstehen soll. Die Länge der Brücke ist 2000', Breite 50' und Höhe über dem Wasser 70'. Dieselbe besteht aus 2 Stockwerken; der untere mit dem Schienengeleise, der obere für die Fuhrwerke und Fußgänger bestimmt. Für letztere sind abgesonderte Seitenwege (Trottoirs) vorhanden.

Da es jedoch meine Absicht ist, meine Erlebnisse zu beschreiben und ich ohnedies den Faden der Geschichte ziemlich verloren habe, so will ich nun versuchen, ihn wieder aufzunehmen, besonders da ich überzeugt bin, daß St. Louis Mo. sich auch ohne mein Zuthun dennoch zur Weltstadt empor-schwingen wird.

#### **Mein Debüt in Amerika.**

Es war ungefähr Mitte November, als wir St. Louis verließen und unsere Reise auf einem Bauernwagen, der einem Landsmann von uns gehörte, nach Highland Illinois unternahmen. Der Weg dorthin war so recht hinterwäldnerisch-romantisch. Ueberall, wo wir durch Wälder zogen, sahen wir große Feuer brennen, die gewöhnlich mit drei bis vier Emigrantenvagen umstellt waren und so einen Hof bildeten, in dessen Mitte gekocht, geraucht, gespielt und überhaupt gewirthschaftet wurde wie in einem Zigeunerlager oder Soldatenbivouak; dies waren Auswanderer aus östlich-amerikanischen Staaten, die nach Missouri, Kansas, Texas zogen. Erscheinungen, welche man jeden Herbst heute noch häufig sehen kann. Auch



EADS BRIDGE, ST. LOUIS



wir auf unserm Wagen, unter einem großen Dache vor dem Nachttthau geschützt, kamen uns wie eine ziehende Zigeunerfamilie vor.

Es gab damals noch keine Eisenbahn nach Highland und Greenville, auf der das schnaubende Dampfroß die Reisenden in bequemen Waggons mit Windeseile dahin ziehen konnte. Schritt für Schritt ging es nur vorwärts, durch Dick und Dünn dahin mit unserm bescheidenen Fahrzeug, bald durch tiefe Löcher, bald durch einen seichten Bach, bald einen Hügel hinan, um endlich in eine endlos scheinende Prairie einzumünden. Nirgends ein Baum und Hügel, eine unendliche, der Meeresfläche ähnliche Landschaft mit mannshohem Gras und anderen Gewächsen bewachsen, lag jetzt vor uns.

Die Straße wand sich schlängelförmig durch dies gebüschartige Gras hindurch, bis wir endlich aus weiter Ferne einen Lichtschimmer uns entgegen strahlen sahen. Endlich kam das Licht näher, wir waren in der Stadt St. Jakob, Illinois, der Fuhrmann hielt an und ich stieg auch aus meinem Guckkasten heraus, wollte ich doch auch die Stadt etwas betrachten. „Aber wo ist denn die Stadt?“ fragte ich erstaunt meinen Landsmann, „da ist ja nur ein Haus, eine Scheuer und ein paar Schweinställe?“ „Ha! ha!“ lachte mein Landsmann, „das ist halt so ne Stadt, wie es hier im Westen auf dem Lande viele gibt, da hat ein Farmer, der einige Hundert Acker Land hier herumliegen hat, Bauplätze und breite Straßen, einen öffentlichen Park ec. anlegen lassen und hernach eine Karte darüber entworfen und fertig ist die Stadt, die Häuser kommen später schon.“ Das ist also die Stadt, dachte ich mir, so wird hier gehumbugt und gelogen! Das ist mir eine schöne Geschichte in diesem wilden Lande, keine Straßen, keine Brücken, keine Häuser, keine Dörfer, nur Wildniß! so denkt der Grüne wenn er hier ankommt; nichts ist ihm recht, bei uns in Deutschland wird's doch ganz anders gemacht.

Jedoch Geduld mein Freund! Der Fuhrmann damals hatte doch recht; obwohl er es selbst nicht glaubte. Jene Gegend, die wir damals als eine Wildniß durchzogen, ist heute ein herrlicher Garten, blühende Felder und Obstgärten, Weinberge und Wiesen und Hunderte, ja tausende von malerischen Landhäusern liegen nun vor unserem erstaunten Auge. Aus St. Jakob ist wirklich ein schönes Dorf mit mehreren hundert Einwohnern, Industrielle und Ackerbauer, geworden. 28 mal täglich braust der Zug nach St. Louis daran vorbei. Gewiß eine große Veränderung.

Doch nun wieder zu unserer Reise. Zwei Stunden später waren wir schon in dem schönen Schweizerstädtchen „Highland“ und saßen im traulichen Stübchen meines Schwagers, eines ehemalige Orgelbauers aus Donaueschingen. Der Empfang, der uns bereitet wurde, war herzlich und Hunderte von Fragen und Antworten wurden da gewechselt. Wir hatten uns ja seit 5 Jahren nicht mehr gesehen und auch nie die Hoffnung eines Wiedersehens gehegt.

Auf den Rath meines Schwagers pachtete ich mir ein Haus und fing dort mein früheres Geschäft als Schuhmacher wieder an. Was sollte ich anders thun? Wir waren finanziell ziemlich heruntergekommen und unsere Kisten und Habseligkeiten hatten wir auf der Reise verloren und die paar 100 Dollars waren in diesem Lande bald auch noch fort. Es blieb uns also nichts übrig, als zur Arbeit zu greifen. Doch das Glück schien uns nicht recht zu winken, denn ich darf kühn behaupten, daß wenn wir nicht Mittel aus Deutschland gehabt hätten, so hätte ich und meine Familie am Hungertuche nagen können.

Wir hielten uns sechs Monate in Highland auf und zogen dann nach einem 10 Meilen östlich gelegenen Punkt „Pocahontas.“<sup>2</sup> Dieses Städtchen war viel kleiner als Highland, ließ mir jedoch den Vortheil, daß kein einziger

---

<sup>2</sup> Pocahontas, Illinois

Schuhmacher dort wohnte. Die Einwohner waren alle Amerikaner. Im Anfang ging die Sache ziemlich besser als auf unserem alten Platze, ich bekam bald Arbeit genug, aber unsere Verhältnisse waren keineswegs befriedigend, viel weniger glänzend zu nennen. Mit der Sprache des Landes waren wir gänzlich unbekannt, selbst mein Geschäft wurde hier anders betrieben. Ich war eben, wie man hier zu Lande sagt, noch „grün“, d. h. unwissend, unerfahren, voll Vorurtheilen gegen alles Fremde, nebenbei unbehilflich in Sitten und Gebräuchen; da war es nicht zu wundern, wenn wir bald Heimweh nach Deutschland bekamen. Sehr oft besuchten wir Highland, denn dort fühlten wir uns unter lauter Deutschen und Schweizern wieder etwa wie im alten Vaterlande. Welche Täuschungen mußten wir nicht alle erfahren, die Amerikaner waren hier ja nicht wie wir sie uns in Deutschland vorgestellt hatten; die Leute in dieser Gegend waren roh und wild, viele waren häufig betrunken und dann wahre Teufel, dabei unwissend, stolz, frech und schamlos.

Schlägereien und öffentliche Faustkämpfe galten damals für ein gratis Schauspiel und der beste Kämpfer, der am besten Nasenbeine brechen und die meisten Augen ausschlagen konnte, galt für den besten Mann im Umkreis. Kurz, es war so ein Stück Mittelalter (Faustrecht) im vollsten Sinne des Wortes. Gerade in dieser Zeitperiode hatte sich eine politische Partei gebildet, deren Prinzip der Fremdenhaß war. Auf ihrem Programm stand: gänzliche Ausschließung aller Fremdgeborenen von jedem Staatsamte. Nebenbei war es ihre Absicht, daß kein Fremdgeborener jemals vor Verfluß von 21 Jahren Bürger (stimmberechtigt) werden sollte, erst dann sollte der fremde Eingewanderte das Recht haben, für einen Vollblut-Amerikaner zu stimmen, nicht aber selbst gewählt zu werden. Prosit — Mahlzeit! Waren das nicht hübsche Aussichten?

(Fortsetzung folgt.)

## Feuilleton.

### Meine Erlebnisse in Amerika.

#### Von P. Boll. (Fortsetzung.)

Unter dieser Menschenklasse wohnend befanden wir uns durchaus in keiner beneidenswerthen Lage, besonders da sich zu diesem noch das Unglück der Krankheit gesellte.

Das Wechselfieber, eine klimatische Krankheit, welches vor 17 Jahren noch viel häufiger herrschte als heute, da das Land mit der fortschreitenden Cultur immer gesünder wird, ergriff uns alle zugleich. Hilflos lagen wir da auf unserm Krankenlager, vom kaltem Fieberfrost bis in das innerste Mark geschüttelt, um gleich darauf wieder in die fürchterlichste Fieberhitze geworfen zu werden. Der Durst verzehrte uns oft beinahe und Niemand war da in den ersten drei bis vier Tagen, der uns nur einen Schluck Wasser gereicht hätte. Doch als unser elender Zustand endlich durch Zufall entdeckt wurde, kamen mehrere gutherzige Amerikaner, denn solche gab es nebenher genug, und verpflegten uns so gut als möglich; ja, eine Familie, die nahe bei dem Städtchen wohnte, kam alle Tage mit der Kutsche vor unser Häuschen gefahren und brachte uns Suppe und andere Speisen, wie sie Kranken angemessen sind. Es waren edelherzige gute Leute. Mein Zustand wurde eines Tages so bedenklich, daß mein Ende alle Augenblicke erwartet wurde. Dieser Umstand brachte meine Frau nebst meiner Tochter so in Schrecken, daß sie das Fieber momentan und für immer verließ.

Endlich nach sechs Monaten war ich wieder so weit hergestellt, daß ich das Bett verlassen konnte. Aber da traf mich ein neuer schwerer Schlag; ein Brief aus Deutschland meldete den Tod meines geliebten Vaters, dessen Verlust mich so schmerzte, daß ich mein und unser eigenes Elend ganz vergaß.

Ich will nun diese Periode abschließen und mit zwei Jahren später begin-

nen. Pocahontas war ein unglücklicher Ort für uns, wir waren durch Krankheit und Betrug beinahe um unser ganzes Vermögen gekommen, ja, ein badischer Landsmann, für den ich Bürgerschaft übernommen, hatte uns noch betrogen. Wir entschlossen uns, diesen unglücklichen Ort zu verlassen.

Es war am 26 Februar 1858, an einem schönen warmen Frühlingstage, wie es deren unter diesen Breitegraden in dieser Jahreszeit oft gibt, als ein einsamer Wanderer auf der Straße von Pocahontas nach Greenville rüstig dahin schritt. Wer Gelegenheit hatte denselben zu beobachten und zu behorchen, konnte vernehmen, wie er oft im Selbstgespräch mit den Händen gestikulirend hinauf blickte mit Thränen in den Augen, in das friedlich blaue Aethermeer, mit seinen fliehend dahinsegelnden Wolken in allen phantastischen Formen und Gestalten. Wie manches arme Menschenherz klagte ihm, dem Segler der Lüfte, seinen Kummer und Leid, trug ihnen Grüße auf an die Lieben in der weiten fernen Heimath.

Unserem Wanderer schien das Herz leichter zu werden in Gottes freier Natur, ein leiser Hoffnungsstrahl durchzuckte das durch Kummer und Sorgen längst hoffnungslose Herz. Es war die wiedererwachende Morgenröthe einer besseren Zukunft, die ihm wie eine leise Ahnung wieder einmal, nach langen Jahren entgegenschimmerte.

Sie trugte diesmal nicht, diese leise Hoffnung, der Wanderer, den der Leser wohl erkannt haben wird, fand in der Amtsstadt von County Bond (Greenville) noch eine Stelle für ihn und seine Familie und schon nach einigen Tagen wurde dorthin gezogen. Wir waren zum dritten Male Auswanderer geworden.

---

### **Ein zweiter Abschnitt in unserem Leben.**

Einige Wochen später fühlten wir uns viel aufgeräumter, ein anderes Leben schien in uns gekommen zu

sein, wir fühlten uns nach langen unglücklichen Jahren wieder wie Menschen unter Menschen. Ich bekam Arbeit vollauf und hatte bald so viel verdient, daß ich allen Verbindlichkeiten in Pocahontas nachkommen konnte. Da es in der Stadt bald bekannt war, daß ich auf dem Piano etwas zu leisten verstand, so wurde ich in die besten Häuser und Gesellschaften eingeladen, die mir sonst verschlossen geblieben wären.

Hier lernte ich die Amerikaner von einer andern Seite kennen, da ich eben auch unter bessere Gesellschaften kam. Ueberhaupt fand ich, daß im Allgemeinen der Umgang mit Frauenzimmern sehr steif und mit Galanterie verbunden ist. Die Amerikaner, wenn auch Republikaner, halten sehr viel auf ihre Etiquette, so daß, wer in einer Gesellschaft nicht vorgestellt ist, sich mit Niemand unterhalten könnte, besonders werden die Formalitäten den Frauen gegenüber aufs strengste beobachtet.

(Fortsetzung folgt.)

## **Feuilleton.**

### **Meine Erlebnisse in Amerika.**

**Von P. Boll.**

(Fortsetzung und Schluß aus Nr. 60.)

Da ich während der ganzen Zeit meines Aufenthalts in Greenville im Allgemeinen immer gesund war und mein Geschäft fleißig betrieb und auch durch Pianostimmen jährlich eine hübsche Summe verdiente, so hatten sich meine pekuniären Verhältnisse ziemlich gebessert. Ich hatte mir schon früher Wohnhaus und Garten gekauft, später erwarb ich mir auch ziemlich werthvolles Eigenthum im Mittelpunkt der Stadt, auf welchen nun die Post-Office und eine Bäckerei stehen.

Im Jahre 1868 wurde ich, — da ich mich für alle politischen Angelegenheiten lebhaft interessirte und stets in den Reihen der Kämpfenden stand — als Delegirter zur Staats-Convention



nach Peoria, Illinois erwählt. Es war am 6. Mai als wir die Reise dorthin über St. Louis Mo. antraten, von wo aus wir dieselbe per Dampfboot den Mississippi hinauf bis oberhalb Alton, wo wir in den Illinoisfluß einlenkten, fortsetzten. Das Wetter war herrlich und warm, die Natur stand gerade im herrlichsten Schmucke des Frühlings; der Illinoisfluß war gerade sehr stark angeschwollen, lag glatt und malerisch von einem prächtig grünen Rahmen mächtiger Eichen und anderer schöner Bäume und Gebüsch eingefäßt vor unseren an dieser Schönheit schmelzenden Augen. Es war seit 15 Jahren das erste Mal, daß ich wieder dieselbe Reise auf dem Mississippi machte, nur mit dem Unterschiede, daß ich diesmal hinauf ging, während ich damals von der Stadt Alton den Weg auf dem Vater der Ströme nach St. Louis machte. Welch ein Unterschied zwischen der damaligen und der zweiten Reise!

Ich muß gestehen, es waren eine Menge von Gefühlen und Erinnerungen, die hier aufs Neue wieder in meinem Gedächtniß auftauchten. Bilder der Vergangenheit in allen möglichen Schattirungen und Reflexen zogen da an meiner Seele vorüber.

Wir hatten im Ganzen eine wundervolle Fahrt, welche etwas über 2 Tage dauerte. Die Gesellschaft bestand aus lauter gebildeten Personen aus den besseren Ständen, wovon der größte Theil ebenfalls Abgeordnete für die Convention der republikanischen Partei in Peoria war.

Die Convention lief sehr gut und für den ganzen Staat Illinois zufriedenstellend ab, denn das mußten selbst unsere Gegner anerkennen, daß die für die betr. Staatsämter vorgeschlagenen Männer nicht übertroffen werden konnten. Vor allem war es John C. Palmer, einer der besten Männer, der je für das Amt eines Gouverneurs nominirt wurde. Dank dem gesunden Menschenverstande der Bevölkerung von Illinois wurden auch sämmtliche Candidaten bei der nächsten Staats- und Präsidentenwahl erwählt.

Bei dieser Gelegenheit machte ich die Bekanntschaft mit einer Menge von Personen, die als Leiter der Partei und ebenfalls anerkannte Staatsmänner bekannt waren. Besonders war es ein junger, sehr talentvoller Deutscher, ein Redakteur der „Deutschen Zeitung“ in Peoria (ein geborener Mannheimer), mit dem ich bis heute noch auf freundschaftlichem Fuße stehe. Er wurde zum Staatssekretär erwählt und wurde ein vorzüglicher Beamter.

### **Zwei Jahre später.**

Es war etwa Mitte August 1870, als ich eines Tages ganz unerwartet ersucht wurde, die hiesige Postmeisterstelle zu übernehmen, indem der Postbeamte gewisser Ursachen wegen abgesetzt wurde. Da ich auf die Stelle niemals reflektirt, überhaupt auch keine Gedanken hatte, dieselbe jemals zu bekommen, da ohne dies 10 Kandidaten für einen für das Amt gewesen wären, so war das für mich in der That eine sehr große Ueberraschung. Zuerst fürchtete ich (da der Deutsche immer ängstlich und gewissenhaft ist), ich könnte diesem Amte nicht gewachsen sein; es war ja etwas ganz Neues für mich, allein man beschwichtigte mich und sagte ich natürlich zu, war es ja doch ein Schritt vorwärts.

Heute ist der Jahrestag, an dem ich die Office zum ersten Male übernahm. Alles ging ganz gut, besser als ich es mir jemals gedacht hätte. Dank dem gütigen Schicksale, wir haben wenigstens nicht mehr mit der Noth zu kämpfen, unsere Verhältnisse sind derart, daß wir jetzt getrost in die geheimnißvolle Zukunft blicken können.

### **Nachschrift.**

10. August 1877.

Sechs Jahre sind nun bereits, seitdem Vorstehendes geschrieben wurde, verschwunden, und ich hatte vier Jahre zurück das Glück, das Land wo meine Wiege stand, wieder einmal zu sehen. Daß diese Reise für mich ein großer Genuß war, brauche ich meinen verehrten Lesern gewiß nicht erst zu

versichern. Mit freudiger Erinnerung denke ich heute noch an alle Plätze, die ich damals durchreiste und besuchte; es waren ja beinahe 20 Jahre verflossen, seitdem ich den lieben deutschen Boden verlassen hatte. Noch heute sehe ich im Geiste vor mir den herrlichen deutschen Rhein, wie er sich von Mainz bis nach der alten ehrwürdigen Stadt „Köln“, durch seine mit Reben und Obstgärten geschmückten Felsenberge und idyllische Thäler wie ein breites Silberband dahinschlängelt, auf dem die hübschen Rheindampfer und andere schmucke Fahrzeuge lustig dahinschwimmen. Unwillkürlich denkt man da an Heinrich Heines schöne Verse (Lorelei) : „Ich weiß nicht was soll es bedeuten!“ ec.

Wer auch könnte gefühllos bleiben in dieser herrlichen, sagen- und thatenreichen Gegend? Wie die lebendige Phantasie stehen und hängen auf hohen Fels- und Bergesgipfeln wie von Feenhänden ausgestreut, Schlösser, Ruinen, Klöster, Kirchen und Kapellen, herrliche Villen und niedliche Landhäuser, alte römische Bauten als Viadukte und gigantisch finster aussehende Thürme, die heute, nach beinahe zweitausendjähriger Vergangenheit noch Zeugniß ablegen von einer ehemals mächtigen Nation, deren Schilder und Schwerter viele Jahre in diesen damals finsternen und felsigen Eichenwäldern erkirrten. Heute braust neben dem Dampfschiff auch noch das eiserne Dampfroß zwischen Felsen und Rheinstrom dahin, und selbst der Sirenengesang der „Lorelei“ vermag dem per Dampf dahinbrausenden Reisenden und Schiffer nichts mehr anzuhaben.

Bald kam ich nach Mainz, dann nach Mannheim-Heidelberg und Karlsruhe, hatte jedoch an allen diesen Punkten kleine Abstecher gemacht, von wo aus dann wieder andere Plätze, wie z. B. Durlach, Pforzheim, Bretten und vor allem das schöne alte Kloster „Maulbronn“ besucht wurde. Meine Briefe über die damalige Reise wurden sämtlich in einer hiesigen Zeitung

„Highland Union“ veröffentlicht. Von Baden-Baden reiste ich direkt über Basel bis nach Waldshut, wo ich dann meine Heimath auf etwa 14 Tage besuchte. Dann ging es nach dem Bodensee, nach Konstanz mit seinen Merkwürdigkeiten (worunter natürlich das alte Concilium-Gebäude, das Münster und der Platz, wo Huß vor 400 Jahren verbrannt wurde). Auch Meersburg und Heiligenberg, mit seiner unvergleichlichen Aussicht wurde ein längerer Besuch abgestattet, da in letzterem Orte ein Neffe von mir als Hauptlehrer fungirte.<sup>3</sup>

Von da gings dann nach der herrlichen Schweiz, hinauf ins Appenzellerland, das Rheinthal hinauf bis nach Ragaz nach der Tamina — „Bad Pfefers“, welches ich in meinen Briefen mit all seinen schauerlichen Schönheiten beschrieb.

Es würde mich natürlich zu weit führen, wollte ich alle Einzelheiten meiner damaligen Reise beschreiben, nur so viel sei noch bemerkt, ich besuchte alle schönen Punkte, welche jedem Naturfreund interessant sind. Von Ragaz über St. Gallen nach Winterthur, Zürich — Luzern, wo ich 14 Tage blieb, da damals gerade das eidgenössische Sängerfest abgehalten wurde. Daß ich auch den „Rigi“ bestieg, resp. mit der Rigibahn hinauffuhr, versteht sich von selbst. Ebenfalls wurden alle Punkte am schönen Vierwaldstädter-See besucht, nämlich: die Telskapelle das Grütli<sup>4</sup>, der Schilberfels, Flüelen und Altdorf, Brunnen und die Axenstraße ec. Von dort gings nach dem Bernerland, wo ich nebst vielen Orten natürlich die Bundeshauptstadt besuchte, dann mit der Bahn nach Thun (eine alte interessante Stadt und Gegend) hernach per Dampfschiff über den Thunersee hinauf, der mit den riesigsten Bergen eingefafßt ist, wobei ich auch den „Beatusberg“ mit der „Beatushöhle“,

<sup>3</sup> Handschriftliche Anmerkung: „welcher Hummel heißt!“

<sup>4</sup> mutmaßlich „das Rütli“.

bekannt durch Christoph Schmits Werke, „Die Beatushöhle“, sah. Mein Endziel war Interlaken oder eigentlich das noch einige Stunden tiefer im Gebirge liegende Lauterbrunnen Thal mit seinem herrlichen Staubbach und seinen himmelhohen Felsen. Ich lief über eine Stunde im Thal entlang nach dem Fuße der Jungfrau, wo ich das Donnern der Lawinen nur zu deutlich hörte. Der Anblick dieser herrlichen Gebirgswelt bleibt mir unvergeßlich. Noch heute sehe ich alles Erlebte wieder vor mir. Doch der Raum geht zu Ende. Darum Adieu mein lieber Leser.

Leserbrief von P. Boll wegen der Berichterstattung über die USA im Unterhaltungsblatt der „Konstanzer Zeitung“; Veröffentlichung im Alb-Bote von 1885

## Feuilleton.

### \* Von jenseits des Oceans.

Wie der „Alb-Bote“ hier zu Lande ein allerwärts beliebtes und gerne gelesenes Blatt ist, was seine große Verbreitung und stets wachsende Auflage am besten beweist, nähert er sich doch immer mehr der Zahl 4000, so hat er auch seine Freunde in andern Ländern, ja sogar im fernen Amerika, wohin regelmäßig eine gewisse Anzahl von Exemplaren allwöchentlich auswandern, um seinen Landsleuten und Freunden jenseits des Oceans Kunde aus der alten Heimath zu bringen, Nachrichten zu bringen aus dem lieben deutschen Vaterlande, von dem Leben und Treiben in demselben. Denn seine alte Heimath kann der Deutsche auch in dem ihm sonst lieb gewordenen Amerika nicht vergessen und hängt mit Leib und Seele an der Scholle Erde, wo dereinst seine Wiege stand und wo er sich „durch die Wälder, durch die Auen“ als Knabe und Jüngling getummelt hat. So sitzt auch so ein alter Freund des „Albboten“ drüben über dem großen Wasser in dem Staate Illinois, wo er sich in Greenville eine neue und angenehme Heimstätte geschaffen, aber trotzdem in seinen Gedanken oft und viel in den heimathlichen Bergen und Thälern des ihm unvergeßlichen Schwarzwaldes weilt. Besonders lebhaft träumt dieser Freund von dem so trauten und idyllischen Fleckchen Erde, das die so heimelige Stätte des Bades Bruckhaus bei Gurtweil mit seinen lieben und freundlichen Bewohnern umschließt, wo er vor Drei Jahren bei dem Besuche seiner Schwarzwaldberge einige Zeit so glücklich und friedlich verlebte. Seither ist das mit dem „Albboten“ geknüpfte Freundschaftsband ein immer innigeres geworden und als

Ausdruck dieser Freundschaft müssen wir die uns von Zeit zu Zeit zugehenden kürzeren oder längeren Berichte „aus Amerika“ ansehen, wie wir auch heute wieder einen solchen zum Abdruck zu bringen in der Lage sind. Diese neueste überseeische Korrespondenz lautet wie folgt:

„Greenville (Illinois) den 7. Jan. 1885. Werther Freund! Ihr geehrtes Blatt, der treue „Alb-Bote“, ist uns seit vielen Jahren ein lieber Freund und Hausgenosse geworden, und wir freuen uns jede Woche auf sein Erscheinen, bringt er uns doch immer etwas Neues aus der alten Heimath. Zudem ist er ein anständiger Bursche, führt eine anständige Sprache, welches man leider nicht von allen Kindern der deutschen Presse sagen kann. So z. B. brachte die „Konstanzer Zeitung“ letztes Jahr einen Artikel, welcher wahrlich nicht geeignet ist, die freundschaftlichen Gefühle für's alte Vaterland und unsere Landsleute zu wecken und zu erhalten. Doch ich will zuerst die Sache erzählen und dann die geehrten Leser selbst urtheilen lassen. Seit einigen Monaten wird meinem Schwiegersohn, einem ehemaligen Meersburger, die „Konstanzer Zeitung“ sammt dem Unterhaltungsblatt geschickt, und so traf es sich, daß ich zufällig 2 Nummern von letzterer in die Hände bekam; es waren die Nummern 49 und 50 des Unterhaltungsblattes der „Konstanzer Zeitung“ vom Jahre 1884. Diese 2 Nummern enthielten einen Artikel über Amerika, angeblich von einem Deutschen, der Land und Leute genügend kenne. Dieser Artikel besteht aus einer fortgesetzten Reihe von entstellten Thatsachen, welche darthun, daß der Fabrikant desselben entweder ein Muster von Bosheit ist oder überhaupt keine blasse Idee von den hiesigen Zuständen besitzt. Der Raum erlaubt es mir leider nicht, den ganzen Inhalt zu bringen, ich will daher nur einige der Kraftstellen reproduciren. „Die Lebensmittel, welche die Hauptnahrung der Vereinigten Staaten bilden, sind

armselig, verfälscht, eckelhaft und gefährlich. Die Amerikaner haben kein gesundes Brod, dieses duftende Gebäck unseres Landes fehlt dort ganz. Seine Stelle vertritt ein gypsweißes, schwammiges Fabrikat, ohne Salz und Sauerteig, „angeblich“ aus Weizenmehl hergestellt, wird schnell altbacken und würgt beim Essen im Halse, stillt den Hunger nur wenig und trägt das sichere Merkmal des Nahrungslosen, nämlich eine Erregung von Widerwillen beim Essen an sich. Was diese Menschen mit dem Getreide vornehmen, weiß man nicht.“ Dann spricht er von Mahlprodukt und Mahlprozeß, von bitterem Geschmack desselben, dann von der Bereitung der Mehlspeisen, ihrer Kraftlosigkeit, daß die einfachste deutsche Frau, (als gebe es hier keine deutschen Frauen) wie der gewiegteste Kenner annehmen müssen, daß dieser Stoff — Mehl — mit gemahlener nahrungslosen Substanzen gemischt sei. Dann kommt er an das Fleisch, er sagt: „Schon die bessern frischen Sorten zeichnen sich durch ein aufgekochtes, wässeriges Gewebe und Mangel an Nahrungsstoff unvortheilhaft aus. Viel häufiger als in Deutschland aber wird in Amerika altes Fleisch vertrieben, da ungeheuere Fleischmassen von den Central-Schlachtstätten Chicago, Cincinnati und a. O. mehr nach allen Gegenden der Union durch Händler und Fleischhausirer (?) vertrieben werden.“ — Doch, jetzt kommt erst die gräßlichste Geschichte: „Der echte amerikanische „Fleischgräuel“ liegt jedoch im Salzfleisch, wer diese Tonnen mit Pickled Buf & Pork sieht in einer wässerigen Salzbrühe (ist etwa die Salzbrühe in Deutschland dick und trocken?), wo das Fleisch ausgelaugt liegt und zerfasert, Dünste aushauchend, die an die Gewölbe einer Anatomie (!) erinnern — dann auf die eingemachten Kaldaunen<sup>5</sup> und verdächtigen Lebern (?) und dergleichen Leckerbissen sieht, um seinen Appetit zu reizen, der kann sich leicht zum

Vegetarianismus auf Lebenszeit verpflichten.“ „So“, fährt der gut unterrichtete (?) Berichterstatter fort — „ist das „Fleisch“ in Amerika beschaffen. Von Würsten und anderen zubereiteten Waaren ist nur wenig miserables Zeug zu finden. Die Menschen führen hier eine ganz erbärmliche Küche, die Zahl der unwissenden Frauen, welche kein Mahl zubereiten können, geht in die Million (warum nicht gleich Alle?), Fleisch, Mehlspeisen, Gemüse. werden halb roh auf den Tisch gebracht und eilig verschluckt.“ „Die Konserven sind mit Salzen und Säuren (warum nicht auch noch mit Petroleum) versetzt, alle Nahrungsmittel sind „gefixt“, d. h. verfälscht, vermanscht und verderben.“ — Man sollte jetzt denken, daß es bald genug wäre, aber noch lange geht es so fort, doch will ich nur noch einiges aus diesem lebenswürdigen Artikel hier anführen. Also weiter: „Aber auch die Naturprodukte im frischen Zustand genossen, sind minderwerthiger, die Kartoffeln entbehren jenes würzigen Mehltreichthums, sie sind wässriger Natur, bitter (?) und Verderben leicht. Ebenso alle Garten- gewächse und Feldfrüchte.“ Die Eier hat der lebenswürdige Mensch ganz vergessen, ich will ihm daher noch bemerken, daß dieselben hier nur ein Dotter haben. Nun als the last, but not least kommen die gefährlichen „Todesmittel“, die Provisionen, es sind: Schweinefleisch, Kunstkäse, Kunstbutter ec. bei deren Zubereitung den Arbeitern die Fingernägel ausfallen. Zum Schluß erwähnt er noch der „Schweine-Cholera“ und warnt die Leute aufzupassen und nicht den Yankees den Unrath zu bezahlen, denn die salzen diese Choleraschweine natürlich alle ein und senden sie natürlich nach Deutschland. — Die „New-Yorker Staatszeitung“ fertigt den gelehrten Herrn ganz kurz von oben herab ab, nennt ihr „deutsch“ „Yankeedeutsch“! Die ganze Schreibung erinnert mich an eine politische Rede, die ich bereits vor 28 Jahren von einem alten Herrn, der als Kandidat für den Senat das Land

---

<sup>5</sup> Kutteln



unsicher machte, hörte. Der Herr gehörte der damaligen Fremdenhasser Partei an, die man spottweise die „Knownothings“ d. h. „Nichtswisser“ nannte. Dieser Herr nun sagte unter anderm Unsinn, daß Amerikaner, und zwar nur „Eingeborene“, Amerika regieren müssen, denn was sind diese Fremden „Eindringlinge“ und woher kommen sie ? von dem ausgehungerten Europa! von Deutschland, das so überfüllt ist, daß sie dort bereits verendete Pferde essen müssen und die halbe Bevölkerung durch Suppenanstalten, er nannte es „Slap“ (Sautränke) verhalten werden müsse. Dabei riß er seine Spässe über die halb verthierten „Deutschen“ mit ihren Holzschuhen, welche mit einer Tabakspfeife und einer blechenen Bierkanne auf die Welt kämen. Ihr Brod, rief er, sei ein runder schwarzer Klotz aus einem Unkrautsaamen mit etwas Erbsen und Hafer vermischt, welches die Leute entweder trocken oder mit Wasser und Salz vermischt, als sogenanntes „Slap“ essen. Dieser Herr „Nichtswisser“ war nämlich früher unter dem Präsidenten Pirce Consul in einer norddeutschen Stadt gewesen und machte daselbst seine Länder- und Volksstudien. Was er sagte, war theilweise wahr, nur wie alles stark gefärbt und er sprach als Parteimann zu seinen Parteifreunden, wie der deutsche Anarchist Most zu seinen Freunden spricht. Von dieser Sorte Menschen ist nichts anderes zu erwarten. Der obengenannte Redner wurde jedoch vom Volk verworfen und zwar mitsammt der Partei, da die Amerikaner eine solche Doktrine nicht anerkannten. Es würde zu viel Raum erfordern, wollte ich versuchen all den boshaften Unsinn zu widerlegen. Es ist überhaupt nur lächerlich, solche Behauptungen aufzustellen. Wir hätten kein gesundes Brod, sagt er? Erstens sind die Bäcker meistens Deutsche und waren schon in Deutschland Bäcker, oder in Frankreich, Schweiz, Belgien ec. Ferner sind Millionen von deutschen Frauen und anderer europäischen Länder hier, welche ebenso

gutes Brod backen hier wie draußen. Wenn die Amerikaner ihr Brod anders gebacken lieben, so ist das Sache des Geschmacks. Was er über Mahlprodukt und Weizen faselt, ist einfach dumm und lächerlich. Man hat hier doch wahrlich Weizen genug, daß man ihn nicht mit Kreidenerde zu mischen braucht, wie dies ein Mehlhändler in Deutschland gethan hat, wovon der Albote selbst eine Nachricht brachte, wenn ich nicht irre. Ueber die „Todesmittel“, als Kunstbutter, Kunstkäse ec, muß ich meine Leser versichern, daß es solche geben soll, in vielen Staaten sind jedoch diese Artikel gänzlich verboten, während sie in anderen Staaten als solche verkauft werden dürfen, d. h. als das, was sie sind, wie bei Euch z. B. Kunstweine als solche. Auf dem Lande trifft man solche Artikel nicht. Ich kann meine Leser versichern, daß die Butter hier so schön und gut ist, ebenso die Käse von verschiedenen Sorten, wie man sie nur irgendwo in Deutschland oder in der Schweiz findet. Doch genug darüber. Wir geben ja gerne zu, daß es auch hier genug zu kritisiren gibt; wo wäre dies nicht der Fall? Dieses Land wird beinahe von 10 Millionen Deutschen bewohnt, welche alle noch mit dem Mutterlande sympathisiren, ist doch kaum eine Familie bei Euch, die nicht Freunde und Verwandte, ja sehr oft Brüder und Schwestern hier haben und die hiesigen Deutschen sind und waren immer bereit, in Zeiten der schweren Not mit Freundes Hand Hilfe zu leisten und welchen Dank ernten wir dafür? daß deutsche Blätter mit Spott und Hohn über uns herfallen und das Land, unsere zweite Heimath, beschimpfen und verleumden. Es ist die Wahrheit, wenn ich behaupte, daß kein anständiges englisch-amerikanisches Blatt solche Schmäh-Artikel und Lügenergüsse über Deutschland aufnehmen würde, und wenn sich einmal ein Blatt etwa derart ausläßt, so wird ihm der Standpunkt von deutschen und auch englisch-amerikanischen Zeitungen klar gemacht. Was den Verfasser des

Schmäh-Artikels betrifft, so glaube ich behaupten zu dürfen, daß derselbe von Amerika selbst wenig weiß. Wenn ihm so schlechte Kost vorgesetzt worden ist so muß er wahrscheinlich auch an sehr schlechten Orten gewesen sein, denn nur an solchen Orten können verdä... Lebern, Würste und derlei Leckerbissen aufgestellt worden sein. Wie Sie wissen, Herr Redakteur, bin ich schon ziemlich in Europa herumgekommen, so auch in Amerika, und glaube da her im Stande zu sein, ein richtigeres Urtheil über derlei Dreck<sup>6</sup> zu fällen, Als. einer, der mit Vorurtheil hierher kam, und als es nicht gerade ging, wie er es sich in seiner Einbil-

dung träumte. Einem solchen Menschen gegenüber möchte ich wie Bismarck rufen: „Das richtige Wort für solche Leute liegt mir auf der Zunge, aber Sie dürfen es meiner guten Erziehung verdanken, wenn ich es nicht ausspreche.“ Für dies Mal ist es hoffentlich genug.

Mit Hochachtung zeichnet

Ihr ergebener Freund

**P. Boll.**

(Unsern besten Dank und freundlichen Gruß und ein fröhliches „Wiedersehen“ nächsten Sommer im Bruckhaus. Eine Flasche vom Besten soll die internationalen Beziehungen auf's neue befestigen.)

---

<sup>6</sup> Die Vorlage dieser Abschrift lässt nur das „D“ erkennen, der Rest des Wortes ist spekulativ.